

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnabend, den 15. September 1832.

111

In diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Maxebild, welche hier für den Verkaufszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 n. und ganzjährig um 24 fl. B. kann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den Herrn's sel. Witw. in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Nire.

Ein irländisches Märchen.

Am einem schönen Sommermorgen, gerade bey Tagesanbruch stand Dick Figgerald, seine Pfeife rauchend, am Ufer des Hafens von Berwick. Die langsam hinter dem hohen Brandon heraufsteigende Sonne färbte das Meer mit ihren Strahlen, und aus den lichter werdenden Thälern erhoben sich leichte Nebel in gekräuselten Wölkchen, wie der Rauch aus Dick's Mundwinkeln.

„Das ist nun so, was man einen schönen Morgen nennt,“ sagte Dick, indem er die Pfeife zwischen den Lippen wegnahm, und den Blick über den weiten Ocean schweifen ließ, der still und ruhig vor ihm lag, wie ein ungeheures Grab von polirtem Marmor. „Meiner Treu,“ fuhr er nach kurzem Sinnen fort, „man ist doch gewaltig allein, wenn man keinen Menschen zur Gesellschaft hat als sich selbst, und auf alles, was man fragen mag, höchstens vom Echo, dem Kinde der eigenen Stimme, eine Antwort erhält.“ Dick that einige schwermüthige Züge aus seiner Pfeife, und sprach dann mit melancholischem Lächeln weiter: „Hätte ich das Glück, oder vielleicht das Unglück, verheirathet zu seyn, so würde es ganz anders um mich stehen; was in aller Welt ist aber ein Mann ohne Frau! Ein Tanz, zu dem nicht aufgespielt wird, eine Flasche, in der kein Tropfen zu trinken ist; die einzelne Hälfte einer Schere, eine Angel ohne Köder, mit einem Worte, ein Ding, dem der bessere Theil abgeht. — Ist's denn nicht wahr?“ Diese letzten Worte rief er laut in die schweigende Welt hinaus, und heftete dabey den Blick auf einen Felsen, der sich reck und kühn am Meeressrande erhob. Der Felsen gab nun freylich keine Antwort, dafür gewährte Dick ein wunderhübsches junges Frauenzimmer, das, eifrig mit seinem Kopfputze beschäftigt, am Fuße der Klippe saß. Es hatte sein Mützchen, ein Cochuleen Driuth, abgenommen, und kämmte sich das vom Seewasser triefende meergrüne Haar, über das der Sonne goldene Strahlen sich ergossen wie zerlassene Butter über grünen Kohl. Das Cochuleen Driuth ist das kleine bezauberte Käppchen, das den Bewohnern der Gewässer das Vermögen unterzutauchen verleiht, und ohne welches das Meer keines seiner Kinder aufnimmt. Dick Figgerald hatte es oft beschreiben gehört, und als er es neben dem Frauenzim-

mer liegen sah, hatte er gleich weg, daß dieses eine Merrow oder Nixe seyn müßte. Auch wußte er recht gut, welche Eigenschaften dieses Mützchen, und welche Bewandniß es überhaupt damit hatte. Das Nixchen gefiel ihm ganz außerordentlich, er wünschte daher recht sehr, es möchte bey ihm auf dem Trocknen bleiben, und nicht ins Meer entweichen. Um es zu dem erstern zu zwingen, und um ihm das letztere zu verleiden, schlich er sich sachte zu der Merrow heran, und practicirte ihr mit großer Geschicklichkeit ihr Käppchen weg. Bey dem Geräusche, das er, so leise er auch auftrat, im Gehen machte, drehte die Merrow sich um, gerade so wie jedes andere neugierige Frauenzimmer sich umgedreht haben würde. Als sie ihr Käppchen in Dick's Hand erblickte, weinte sie bitterlich — salzige Thränen, eine Bewohnerinn des salzigen Oceans konnte nicht füglich andere vergießen — und winselte und jammerte dazwischen so kläglich, wie ein neugebornes Kindlein. Dick hatte, wie fast alle seine Landesleute, ein gewaltig zärtliches Herz, obgleich er aber recht gut wußte, warum sie so jämmerlich lamentirte, so beschloß er doch das Käppchen nicht herauszugeben. Leid that es ihm aber um das arme stumme Wesen, und jeder, den er mit den thränenfeuchten Augen so angesehen hätte, wie es jetzt Dick Figgereall anblickte, würde Mitleid mit ihm gehabt haben. „Weine nicht,“ sagte daher, um sie zu trösten, Dick zu der Merrow; doch diese mußte wohl sehr verhäßlich worden seyn, denn wie verzogene Kinder gerade das, was ihnen verboten wird, am liebsten thun, so weinte auch sie nur um so lauter und heftiger. Als Dick sah, daß durch Worte nichts auszurichten war, setzte er sich neben sie nieder und ergriff eine ihrer Hände; sie war keineswegs garstig, die Finger hingegen freylich durch eine Art Schwimnhaut zusammen, wie die Zehen an den Füßen der Enten und Gänse; sie war aber so weiß und zart, wie das Häutchen zwischen Ey und Schale. „Wie heißt du, mein Liebchen?“ fragte Dick, in der Hoffnung, sie am Ende doch zu bewegen, ihm Rede zu stehen. Die Merrow aber blieb stumm, und Dick fing an zu glauben, sie könnte entweder wirklich nicht sprechen, oder verstände zum wenigsten seine Sprache nicht. Es blieb ihm daher nichts übrig, als seine Zuflucht zu Zeichen zu nehmen. Er drückte ihr die Hand, die er noch immer in der seinigen hielt und sah ihr dabey zärtlich in die Augen; es soll das eine Sprache seyn, die jedes Weib versteht, sey sie Fisch oder Frauenzimmer. Der Merrow schien sie nicht übel zu gefallen; sie schielte augenblicklich ihr Gewinsel ein, blickte Dick ungefähr auf dieselbe Weise an, wie er sie, und fragte: „Mann, willst du mich fressen?“ „Dich fressen!“ rief Dick, indem er erschrocken aufsprang, „bey allen rothen Röcken und gewürzten Schürzen zwischen Dimple und Tralee, lieber fräße ich ja mich selbst, als dich, du Goldkind. Dich fressen! Das alberne Zeug hat dir gewiß ein häßliches Schelm von Fisch in das niedliche Köpfschen gesetzt, dessen schönes grünes Haar du dir diesen Morgen so sorgfältig ausgekämmt hast?“ „Wenn du mich fressen willst,“ erwiederte die Merrow, „was willst du denn sonst?“

Die Frage setzte Dick keineswegs in Verlegenheit. Wir haben gesehen, daß sein Sinn nach einer Frau stand, die Merrow hatte ihm vom ersten Augenblicke an gefallen; und seitdem er wußte, daß sie sprechen konnte, wie jedes andere Frauenzimmer, vorzüglich aber, seitdem sie ihn Mann genannt hatte, was ihm aus ihrem Munde allerliebste Vorkam, war er völlig in sie vernarrt. „Fisch,“ sagte er, um es ihr in ihrer kurzen, bündigen Weise, sich auszudrücken nachzutun, „auf mein Wort, das ich dir an diesem schönen Sommermorgen

frisch und nüchtern gebe, auf mein Wort, Fisch, ich will dich im Angesicht der ganzen Welt, ja was noch mehr sagen will, im Angesicht unseres ganzen Dorfes, zur Frau Fitzgerald machen.“ „Du, sag' das nicht noch einmal,“ erwiderte die Merrow, „ich habe große Lust Frau Fitzgerald zu werden.“ „Hast du? mein Leben!“ jubelte Dick, „nun so komm, und laß uns nicht einen Augenblick verlieren.“ „Gleich, gleich,“ versetzte die Nixe, „hab' nur ein wenig Geduld, ich muß mir erst die Haare flechten, so kann ich nicht unter die Leute gehen.“

Die Merrow fing an, sich die Haare zu flechten und Dick stand neben ihr und sah zu, und ließ kein Wort der Ungeduld fallen, obgleich es ziemlich lange dauerte. Nachdem sie endlich fertig damit war, und den Kamm in die Tasche gesteckt hatte, beugte sie sich, einige Worte flüsternd, hinab zum Meere, das den Fuß des Felsen bespülte. „Discurirt mein Liebchen mit dem salzigen Wasser da?“ fragte verwundert Dick. „O nein,“ erwiderte leichthin die Merrow, „ich habe meinem Vater nur sagen lassen, er solle nicht mit dem Frühstück auf mich warten.“ „Und wer ist dein Vater, mein Leben?“ fragte Dick. „Wer mein Vater ist? kennst du den König der Meere nicht?“ erwiderte etwas schnippisch die Merrow. „Was!“ rief Dick, indem er seine Auserwählte mit weit geöffneten Augen betrachtete, „dein Vater ist der König der Meere? so bist du ja gar eine Prinzessin, und ich, wenn du mich heirathest, werde ein Prinz, und ein gemachter Mann obendrein, denn wenn dein Vater Herrscher über die Gewässer ist, so müssen ja wohl auch alle Schätze, und alles Geld, die da unten auf dem Meeresgrunde liegen, ihm gehören.“ „Geld?“ erwiderte die Merrow, „was ist Geld?“ „Gar kein übles Ding, mein Engel,“ sagte Dick; „die Menschen brauchen es sehr oft, und haben es am häufigsten dann nicht, wenn sie es am nöthigsten brauchen; du wirst das schon erfahren, wenn du länger unter ihnen lebst. Aber jetzt sage mir, wäre wohl einer der Fische so geschick, uns immer so viel davon heraufzubringen, als wir eben gerade vonnöthen haben?“ „Warum nicht?“ erwiderte die Merrow, „sie müssen mir alles bringen, was ich verlange.“ „Charmant!“ versetzte Dick, „wenn das ist, so werde ich meine Prinzessin ersuchen, in die Botschaft an ihren Vater ein Wörtchen von ein Paar hübschen neuen Betten, mit hübschen neuen Decken, miteinfließen zu lassen, denn, um dir die Wahrheit zu gestehen, in meiner schlechten Behausung erwartet dich nichts, als ein miserables Strohlager, und für eine Königstochter schickt sich das nicht. Vielleicht habt ihr aber gar keine Betten da unten in eurer nassen Behausung ohne Schornstein.“

„O Betten die Fülle,“ sagte die Merrow, „auf meinen Antheil allein kommen deren vierzehn, zwey neue, welche die Auster erst anzulegen beginnen, gar nicht zu rechnen; alle sind zu euern Diensten.“

„Du bist sehr gütig, Fisch,“ erwiderte etwas verblüfft Dick, „doch scheint es mir, wir verstehen einander nicht; ich spreche von Federbetten, und du scheinst Austerbetten zu meinen. Indessen, bey Licht besehen, ist deine Idee gar so übel nicht; es mag recht bequem seyn, Kost und Bett so nahe an einander zu haben, daß, wenn man auf dem einen liegt, man nach dem andern nur die Hand auszustrecken braucht.“

Obgleich Dick sich rückwärts der Betten etwas verrechnet hatte, so ließ er sich doch nicht dadurch irre machen, sondern blieb bey seinem einmal gefaßten Entschlusse, die Merrow zu heirathen. Ihre Einwilligung hatte er bereits, er

hielt daher ferneres Zögern für völlig unnöthig, und nahm sie bey der Hand und führte sie über den Strand von Gollerus, schnurstracks nach Vallirunnag, wo seine Großmutter wohnte. Dick's Eltern waren todt, er glaubte daher, seine Großmutter, auf die er große Stücke hielt, um ihre Einwilligung bitten zu müssen. „Ich habe dir nur zwey Worte zu sagen,“ erwiederte Dame Figgibbon, nachdem Dick sein Anliegen vorgebracht, „du sollst mir keinen Fisch heirathen. Gott beschütze Einen! das wäre mir eine saubere Verwandtschaft! Wo das schuppige Ding auch hergekommen seyn mag, schicke es zurück in seine Heimat, es ist das Beste, was ich dir rathen kann.“

Dick, bey dem, wie wir bereits wissen, seine Großmutter in hohem Ansehen stand, war nahe daran, ihrem Rathe zu folgen; er hätte der Merrow ihr Cochuleen Driuth, das er noch in der Hand trug, gern zurückgegeben, wenn sie nur nicht gar so hübsch gewesen wäre; dieser Umstand aber machte ihm Muth zu einer kleinen Einrede. „Bedenkt nur, Großmutter,“ sagte er zur Frau Figgibbon, „sie ist so gut!“ „Und wenn sie zehnmal so gut wäre,“ erwiederte erboßt, mit dem Fuße stampfend, die alte Dame, „sie ist ein Fisch, und du sollst sie nicht heirathen.“ „Seht sie nur an, Mutter, und sagt selbst, ob sie Euch nicht dauert; ist sie nicht so schön, so mild und sanft wie der Mond?“ „Und wäre sie schöner als Sonne, Mond und alle Sterne am Firmament, so ist sie doch nur ein Fisch, und du sollst sie nicht heirathen!“ „Aber bedenkt doch nur, ihr Vater ist Besizer aller Schätze, die unten auf dem Grunde des Oceans liegen! wenn ich sie heirathe, werde ich ein reicher Mann, und kann eine reiche Frau aus Euch machen; sie selbst fragte mich auf dem Wege hieher, was ich denn meiner lieben Großmutter auszusetzen gedächte.“

„Oy mein Söhnchen, warum hast du denn das nicht gleich gesagt? heirathe das Goldkind, heirathe es in jedem Fall, wenn's auch eine Kröte wäre; Geld, Geld ist in diesen schweren Zeiten die Hauptsache.“

Master Figgerald heirathete also die Merrow und die junge Frau hielt ihren Einzug in seine Hütte. Beyde lebten vergnügt und glücklich, denn die Nixe ward eine treffliche Hausfrau; sie war fleißig und rührig, und alles gedieh ihr unter den Händen. Im Verlaufe dreyer Jahre beschenkte sie die Welt mit drey kleinen Figgerald's, mit zwey Knaben und einem Mädchen, die sie mit der größten Zärtlichkeit und Sorgfalt auferzog: die Kinder waren immer so nett und reinlich, und dabey so artig, daß es eine Freude war, sie um sich zu haben. „Seitdem Dick verheirathet ist,“ hörte man seine Nachbarn oft sagen, „befindet er sich auf der sonnigen Seite der Welt, fürwahr, er ist ein glücklicher Mann!“

Und das war er wirklich, und hätte es auch bleiben können all sein Lebtag, wenn er Geschick genug besessen hätte, das, was der Himmel ihm bescheret, auch zu bewahren! Das, indessen, ist klügeren Leuten, als Dick war, nicht gelungen, wir wollen uns daher enthalten, ihn allzu sehr deßhalb zu tadeln.

Eines Tages mußte er nach Talee gehen; seine Frau blieb zu Hause, um auf die Kinder Acht zu geben. Dick glaubte, das werde ihr genug zu thun geben, und ihr nicht Muße lassen, sich mit irgend etwas anderem zu schaffen zu machen. Indessen war Dick kaum fort, als Frau Figgerald anfing, das Haus zu säubern, und, wie die Weiber bey solchen Gelegenheiten zu thun pflegen, das Unterste zu Oberst zu kehren. In ihrer Geschäftigkeit verwickelte sie sich in ein Fischernetz, und riß es von dem Nagel, an dem es hing; als sie es wieder

aufhängen wollte, bemerkte sie, daß es ein Loch in der Mauer verborgen hatte, welches ihr bisher entgangen war. Sie guckte neugierig hinein, und erblickte zu ihrem großen Erstaunen ihr Cochuleen Driuth darinnen. Sie zog das Käppchen, um es genauer zu betrachten, hervor: alle schlummernden Erinnerungen an die Vergangenheit wurden wach in ihrer Seele bey dessen Anblick. Sie gedachte ihres Vaters und ihrer Mutter, und ihrer Brüder und Schwestern, und fühlte sich ergriffen von unwiderstehlicher Sehnsucht, zu ihnen zurückzukehren. Um ihren Gedanken ungestört nachzuhängen, setzte sie sich auf einen Schemmel nieder. Sie erinnerte sich der fröhlichen Zeit, die sie unter dem Wasser verlebt, und vermochte der drängenden Lust, dahin zurückzukehren, kaum zu widerstehen. Um die immer mächtiger werdende Versuchung zu bekämpfen, richtete sie den Blick auf ihre Kinder; sie gedachte Dick's, seiner Treue und seiner Liebe, und stellte sich vor, wie es ihn kränken würde, wenn er bey seiner Heimkehr sie nicht fände. Doch der Entschluß, den Ihrigen einen Besuch abzustatten, gedieh selbst während dieses Kampfes zur Reife: „Dick,“ sagte sie zu sich selbst, „soll mich nicht für immer verlieren; ich will wiederkommen, den Wunsch aber, meine Eltern und Geschwister nach so langer Abwesenheit einmal wiederzusehen, kann er mir nicht verargen.“

Sie stand auf und ging nach der Thür, kehrte aber wieder um, ehe sie deren Schwelle erreicht hatte, um ihr jüngstes Kind, das in der Wiege lag, noch einmal zu betrachten. Sie küßte leise den schlummernden Kleinen, und während sie sich über ihn beugte, fiel eine Thräne, die an ihren Wimpern gehangen, auf dessen rothge Wangen. Sie trocknete sie auf, und wandte sich dann an ihr kleines Mädchen, dem sie einschärft, auf die jüngern Brüder wohl Acht zu geben, und ein gutes Kind zu seyn, bis sie wiederkäme. Hierauf nahm sie den Weg nach dem Strande des Meeres, das glatt und schimmernd im hellen Sonnenschein vor ihr lag. Ihr dünkte ein leises süßes Singen, gleich einer Einladung hinabzukommen, aus dessen Tiefe zu vernehmen. Alle Gefühle und Empfindungen, die einst ihre Seele beherrscht, stürmten gleich einer gewaltigen Flut auf ihr Gemüth ein, welcher Einhalt zu thun, die Erinnerung an Mann und Kinder kein hinlänglicher Damm war. Sie setzte das Cochuleen Driuth auf, und stürzte sich ins Meer.

Als Dick am Abend heimkam, suchte er seine Frau allenthalben, und als er sie nirgend finden konnte, fragte er Katheli, seine kleine Tochter, was aus der Mutter geworden wäre. Da ihm das Kind keine genügende Antwort geben konnte, erkundigte er sich bey den Nachbarn nach ihr. Diese berichteten ihm, sie hätten seine Frau, ein wunderliches Ding, gleich einem dreyeckigen Hütchen in der Hand, dem Strande zugehen sehen. Auf diese Nachricht kehrte Dick heim nach seiner Hütte, und als er sah, daß das Cochuleen Driuth fort war, wußte er sogleich, welche Bewandniß es mit seiner Frau Verschwinden habe. Er harrete ihrer Rückkehr von Tag zu Tage, von Monden zu Monden, aber Tage, Monden und Jahre vergingen, ohne daß sie wiederkehrte. Gleichwohl gab Dick die Hoffnung, sie einst wiederzusehen, nicht auf, denn er lebte der festen Überzeugung, sie bleibe nicht aus eigenem Antriebe aus, sondern weil ihr Vater sie mit Gewalt zurückhalte. Er heirathete nie wieder, sondern starb als Witwer. Noch jetzt gedenken die Bewohner jener Gegend seiner glücklichen Ehe mit der Merrow, und der Letztern als eines Musters guter Frauen.

## Schmerz um die Ungetreue.

Ihr tadelt mich, daß schmerzvoll ich beweine  
Die Liebste mein, die treulos mich verlassen;  
Ihr saget streng, es ziemte sich, zu hassen  
Die Falsche, die geglückt mit Liebesheine.

Ihr sagt: da sie nicht war der Seltner eine,  
Die nur im Tode von der Liebe lassen,  
Sollt' ich im Schmerze auch mich leichtlich fassen,  
Und sie vergessen, die nicht blieb die meine.

Doch, o verzeiht, seyd nicht so streng, seyd milde!  
Nicht wein' ich ja um sie — die Ungetreue,  
Die lebt, und blüht, und wohl schon liebt auf's Neue;

Mein Schmerz, er gilt allein dem schönen Bilde,  
Das ich, aus Träumen, mir von ihr gegossen,  
Und das, so wesenlos, in Nichts zerflossen.

Leopold Friedrich Schmidt.

## Französisches Skizzenbuch.

Weltbekannt ist das elende Schulwesen in dem so laut von seiner Civilisation sprechenden Frankreich. Viele Orte, ja ganze Pfarreyen im Innern haben gar keine Schulen, andere, und dieß ist die Mehrzahl, nur höchst elende. Bey La Roche in der Normandie ereignete sich folgender Fall. Nach langer Zeit wurde ein neuer Pfarrer angestellt. Als er sich nach der Schule des Orts erkundigte, führte man ihn in einen elenden Schoppen, wo ein Haufen schmutziger Kinder wie in einem Stalle zusammengesteckt war. Alle waren so roh und so wild, daß der neue Pfarrer, ungeachtet seiner Amtstracht, lange vor dem Getöse nicht zu Worte kommen konnte und ihm auf seine Fragen keines antwortete. Endlich wendete er sich an ein kleines Mädchen, welches die Duben an Händen und Füßen gebunden hatten, um sie zu fesseln, und sich an ihrem Schreyen zu weiden. Er band sie los, und zur Dankbarkeit sagte sie ihm auf seine Frage: „da ist der Schulmeister.“ In der dunkelsten Ecke des Schoppens lag ein gebrechlicher, alter Mann auf einer elenden, sinkenden Matte, in einen Schafpelz gehüllt. Nun begann folgendes kurze Gespräch zwischen Beiden: „Seyd Ihr der Schulmeister, guter Freund?“ — „Ja, Herr.“ — „Und was lehrt Ihr die Kinder?“ — „Nichts, Herr.“ — „Nichts? und warum das?“ — „Weil ich nichts weiß.“ — „Dann begreife ich nicht, wie man Euch hier hat als Schulmeister anstellen können.“ — „O, Herr! das ist ganz natürlich. Dreißig Jahre lang habe ich die Schweine der Gemeinde gehütet. Endlich wurde ich zu alt und schwach dazu, da hat man mich zum Schulmeister gemacht, um mich nicht Hungers sterben zu lassen.“

Ich war vor einigen Tagen bey einem Banquier, der in der Rue d'Artois wohnt. Er gab einen glänzenden Ball, um seinen neuen Salon zu zeigen. Er ist allerdings sehr werth und erinnert an die Zaubereyen der Tausend und Einen Nacht. Wände, Decke und Fußboden, desgleichen die Kronen und die Armleuchter sind aus fein polirtem Stahl, dessen vielfache Facetten das reiche Kerzensicht brillantenartig zurückwerfen und dadurch den Beschauer in ein Meer von Glanz hüllen. Die Meubeln aus gleichem Stoff sind mit Silberzeug überzogen. Rechts vom Salon ist ein kleines Gemach, seine Wände überdeckt in reichen Falten gezogener grüner Sammt, eben so die Meubeln. Die Erleuchtung geht von einer einzigen matten Lampe aus. Auf der andern Seite des Salons öffnet sich ein ähnliches Gemach, nur ist da alles aus hellblauem Sammt mit gleicher Beleuchtung.

Im Elßas hatte Wilhelm — ein schmucker, wohlhabender Bauernbursche — ein armes, aber schönes und gutes Bauernmädchen kennen gelernt. Sie schien ihm ein Schatz für eine Bauernwirthschaft, und eben war er im Begriff, um sie anzuhalten, als sie das Dorf verließ und in ein Kloster ging. Sie hatte Wilhelms Neigung für sie nicht einmal geahnt. Dem jungen Burschen wurde es nun zu Hause zu eng, er nahm Kriegsdienste, und schlug sich Mariannen aus dem Sinn. In den Jahren 1791 und 1792 schlug er sich wie ein Verzweifelter. Etwas später kam er als Husarenunterofficier in seine Heimat und ließ seine Sporen fleißig auf dem Straßburger Pflaster klirren. Damals hatte gerade die blutdürstige Convention ihre Commissäre nach Straßburg geschickt, um da die Guille-

setzime aufzuschlagen und Alle köpfen zu lassen, die ihnen nicht gefielen. Zufällig ging Wilhelm über den Platz, wo eben drey Menschen zum Schaffot geschleppt wurden. Zwischen zwey wild aussehenden Verbrechern ging ein Mädchen im Nonnenkleide, das damals ein menschliches Vergehen war. Sie blickte zum Himmel auf, als sie den Fuß auf die erste Stufe sehen wollte. Wilhelm erkannte Mariannen. In demselben Augenblick zieht er seinen Säbel, dringt wie eine Kanonenkugel durch die Menge und reißt das Mädchen aus den Händen der Henker. Vor Erstaunen und aus Furcht vor seinem Säbel wich alles vor ihm zurück und er konnte Mariannen zu seiner Wirthinn, einer wackern Frau, führen. Darauf ging er zu den Conventuals, die es für klug hielten, den jungen, lähmen Soldaten nicht zu reizen. Sie gestanden ihm der jungen Nonne Leben zu. Als er mit diesem Bescheide nach Hause kam zu seiner Hauswirthinn, wo Marianne sich etwas erholt hatte, wandte er sich mit der Frage an sie: „Worum zogen Sie doch den Tod vor, da Sie mit Verzichtung auf Ihr Gelübde und auf Ihr Kleid sich retten konnten?“ Dieß sagte er mit bewegter, herzlich Stimme. Das Mädchen schwieg lange, dann richtete sie den Blick empor, aus dem glühende Frömmigkeit sprach. Sie hatte die Stimme ihres Besten gehört, ohne sie zu verstehen; und ohne ihn anzusehen, sprach sie: „Gott! dein Wille ist's, daß ich nicht mehr im Kloster leben soll: vergönne mir, daß ich von nun an meine Tage der Pflege armer Kranken widme.“ Wilhelm zerdrückte eine Thräne unter den buschigen Augenbraunen und ließ das Mädchen ziehen. Zwanzig Jahre später lag er nach der Schlacht von Leipzig todträufelnd in der Ambulance und Mariannens Hände hielten seinen zerschmetterten Kopf, denn sie war barmherzige Schwester.

### K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 4. September: „Die Räuber.“ Trauerspiel in 5 Aufzügen von Friedrich Schiller. Hr. Grohmann vom königl. sächsischen Hoftheater in Dresden als Carl Moor.

Wenn auch die Auffassung einer solchen Rolle im Ganzen nicht leicht einen Mißgriff zuläßt, so gehört dieselbe doch hinsichtlich der Mittel, die zu ihrer Durchführung notwendig und unerlässlich sind, so wie in Beziehung auf schwierigere Einzelheiten, zu vielen Aufgaben, in denen das Talent eines Schauspielers im Heldenfache sich nach allen Seiten hin entwickeln muß, in so fern es nemlich vorhanden ist.

Referent gesteht, daß diese erste Leistung des Hrn. Grohmann ihn in mancher Beziehung unbefriedigt gelassen. Weder sein Organ, noch sein Gefühl schienen ihm von hinlänglicher Kraft, auch fehlt es ersterem an Wohlklang; manche Stellen — die Scenen mit Amalie im Wildersaate zum Beyspiel — waren ganz kalt, andere waren in ihrer Bedeutung mißverstanden. Seine Darstellung gerieth nicht selten in die kalte Region des Conversationsstückes, während er bey andern Stellen viel zu wenig Mäßigung und allzu geringen Sinn für Repräsentation bewies.

Andererseits zeigte seine Leistung in mancher originellen Eigenthümlichkeit, in mancher schönen Wendung, daß er über seine Rolle allerdings nachgedacht habe; seine Mittel versetzten ihn nur da, wo er sie überbot, und der ihm zu Theil gewordene aufmunternde Beyfall ist gewiß auch zum Theile als Anerkennung des wirklich Verdienstlichen seiner Leistung zu betrachten. Hr. Grohmann wurde dreymal gerufen.

Unter den übrigen Mitwirkenden zeichnete sich Hr. Bosard durch vorzügliche Darstellung des Franz Moor aus. Hr. Spielberger (Schweizer), Hopp (Koller) und Neffroy (Magistratsperson), endlich Mad. Pann (Amalie) waren die Stützen des übrigen Theils der Darstellung. Das Räuberlied wurde besonders falsch gesungen und die Sänger wurden eben nicht kunstreich gebüßet.

### L i t e r a t u r.

„Almanach de Carlsbad, ou mélanges médicaux, scientifiques et littéraires relatifs à ces thermes et au pays,“ par le Chevalier Jean de Carro. Mit dem Motto aus Hor. art. poet. v. 92. „Singula quaeque locum teneant sortita decenter.“ Prague, de l'imprimerie de Schönfeld. 1831 — 1832. (Zwey Jahrgänge.) 12. (1. Jahrgang Borne. XII S., Text 222 S., mit einem Kupfer von Döbber, die Ansicht Carlsbads von der Chaussee herab darstellend. — 2. Jahrgang, Text 236 S. mit einem Stahlstich von Döbber, den neuen Theresienbrunnen darstellend.)

Hr. Ritter de Carro, als praktischer Arzt und Literator rühmlichst bekannt, hat sich durch die Herausgabe dieses Almanachs, der unstreitig zu den beachtenswertheften

Erscheinungen seiner Art gehört, ein neues Verdienst um Carlsbads Curgäste und vollgültige Ansprüche auf ihre dankbare Anerkennung desselben erworben. Der Gedanke, in ihm ein Vereinigungsmittel zu gründen für Alles, was nur immer auf Carlsbads Heilquellen Bezug hat, was beitragen kann, ihre Natur, ihren Gebrauch, ihre Wirkungen, ihre Geschichte, ihre Literatur, ihre nächsten Umgebungen und das Land selbst, in welchem sie sich befinden, näher kennen zu lernen, und alles dieses mit charakteristischen Zügen aus dem Leben der dortigen Welt, mit den Eigenthümlichkeiten ihres gegenseitigen Verkehrs und ihrer conventionellen und socialen Verhältnisse zu durchweben — dieser Gedanke ist unseres Dafürhaltens einer der glücklichsten, der je eine höhere ähnlichen Schlages zu Tage gefördert hat, wenn anders diese Benennung für ein Geistesproduct nicht zu entwürdigend ist, welches in mehrfacher Hinsicht bleibenden Werth besitzt. Schon im ersten Jahrgange hat der Herr Herausgeber durch eine gewissenhafte, seinem Zwecke vollkommen entsprechende Wahl höchst interessanter Gegenstände das Zurauen seines Lesepublicums zu gewinnen sich bemüht, und es im zweiten sicherlich eher noch vermehrt als vermindert. Er wählte die französische Sprache, einestheils, weil sie seine Muttersprache ist, und andertheils, weil sie gleich einem unsichtbaren Bande die verschiedenartigsten Nationen der civilisirten Welt, die mit jedem Jahre in größerer Anzahl um Carlsbads Heilquellen sich versammeln, vereinigend umschlingt. Jeder Aufsatz erscheint mit dem Namen seines Verfassers; die nicht unterzeichneten sind vom Hrn. Herausgeber selbst, der auch alle übrigen, die ihm in deutscher, lateinischer, englischer oder italienischer Sprache eingesandt oder zugewiesen wurden, in seine Sprache übersetzt oder in gediegenen Auszügen mittheilte. Um die verehrten Leser unserer Zeitschrift einigermaßen in den Stand zu setzen, über die Reichhaltigkeit und das hohe Interesse vorliegender beyder Jahrgänge ein selbstständiges Urtheil zu fällen und sie durch Autopsie zu überzeugen, daß hier, mit Ausschluß alles Dunkeln, Abstracten und Langweiligen, nur Dinge geboten werden, die, gleich verständlich dem Arzte und Nichtarzte, allgemein anzusprechen geeignet sind, geben wir hier eine kurze Übersicht einiger der vorzüglichsten Aufsätze in beyden Jahrgängen, wozu wir nur noch die Versicherung fügen, daß Vortrag und Styl jedes einzelnen allen Anforderungen des guten Geschmacks auf das vollständigste entsprechen und daß die meisten, die vom Hrn. Verfasser selbst herrühren, mit ächtem Witz und attischem Salze reichlich ausgestattet sind. Wir finden demnach im ersten Jahrgange gleich an der Spitze eine kleine Abhandlung über den stets wachsenden Ruf von Carlsbad, ungeachtet der häufig wechselfelnden Curmethoden. Ferner einen Auszug aus den Essais des Michel de Montaigne über die Art und Weise, wie man zu seiner Zeit von Mineralwässern Gebrauch zu machen pflegte; eine Notiz über einen Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts über Carlsbad, der als solcher nie angeführt wurde und auch überhaupt in dieser Beziehung nicht bekannt war; einen Blick auf die geselligen Verhältnisse von Carlsbad; eine Nachricht über eine elfenbeinerne Tabaksdose, die Peter der Große, Czaren von Rußland, in Carlsbad drechselte; eine Notiz über die Aufführung einer italienischen Oper in Carlsbad im Jahre 1765; einen Brief über den Zustand der polnischen Literatur, welche Nachrichten über zwey berühmte Dichter dieser Nation enthält, die Carlsbad im Jahre 1829 mit ihrer Gegenwart beehrten; einen Blick auf die böhmische Literatur von Goethe. — Der zweyte Jahrgang beschenkt uns unter andern: mit Urtheilen berühmter Ärzte aus der Fremde über Carlsbad; mit einer Abhandlung über den Gebrauch und die Wirkung der Carlsbader Dunsbäder; mit historischen Nachrichten über den Gießhübler Sauerbrunnen nächst Carlsbad; mit dertley Nachrichten über den Aufenthalt Ferdinands von Tyrol und seiner Gattinn Philippine Welfer zu Carlsbad in den Jahren 1571 und 1574; mit eben solchen über den Aufenthalt Gellerts und Loudon's zu Carlsbad im Jahre 1763; mit einer Notiz über einen jungen Bürger von Carlsbad, der als Autodidact die ausgezeichnetsten Fortschritte in der türkischen Sprach machte und sich dadurch selbst die ehrenvollste Anerkennung unseres großen Orientalisten, des Hrn. Hofraths von Hammer erwarb; mit einer Nachricht über den Aufenthalt der Prinzessin von Hayti zu Carlsbad in den Jahren 1829 und 1830; mit einem Aufsatze über die Jugendjahre des Herzogs von Waldstein u. s. w.

Druck und Papier sind dem inneren Werthe und der Bestimmung des Almanachs angemessen, wie sich denn überhaupt die von Schönfeld'sche Druckerey in dieser Hinsicht seit längerer Zeit vortheilhaft auszeichnet.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.